

# Wie Reformpädagogik die Täter schützte

Die angeblich natürliche, kindgerechte Umgebung auf dem Land wurde für Jürg Jegges Opfer zur Falle

Hinweise auf sexuelle Übergriffe gab es auch in Embrach, wo sich Jegges Sonderklasse befand. Doch der Täter, ein gefeierter Pädagoge, verstand es, vorhandene Skepsis in einen Vorteil für sich umzuwandeln.

DANIEL GERNY

1989, zehn Jahre nachdem er sich von Jürg Jegge gelöst hatte, suchte Andreas Guggenberger gemäss seinen Aussagen in der NZZ Hilfe bei der Zürcher Fachstelle für Alkoholprobleme (ZFA). Auf der Zweigstelle in Oerlikon sprach er mit seinem Berater über den jahrelangen sexuellen Missbrauch durch Jegge. Doch nichts geschah. Niemand half Guggenberger. Es wurde weder Anzeige eingereicht noch untersucht. So blieben Jegges dunkle Seiten weitere 28 Jahre unentdeckt. Jegge leitete bis zu seiner Pensionierung die Eingliederungsstätte «Märtplatz» für Jugendliche mit psychischen oder sozialen Schwierigkeiten, ohne dass jemand seinen Nimbus als Starpädagoge je infrage gestellt hätte. Noch 2011 wurde Jegge von der von Marc Rich gegründeten Stiftung Doron für sein soziales Engagement ausgezeichnet.

Diese Immunität selbst gegenüber schwersten Anwürfen ist nicht die einzige Parallele zu Gerold Becker, dem Reformpädagogen und Leiter der Odenwaldschule, der sich wie Jegge systematisch an seinen Schülern vergriff und doch bis zuletzt höchstes Ansehen genoss. Auch bei Becker gab es lange vor seinem Fall im Jahr 2010 Hinweise auf seine Verbrechen. 1999 berichtete gar die «Frankfurter Rundschau» über jahrelangen sexuellen Missbrauch, ohne dass der Artikel Wirkung zeigte. Bei Jegge fehlten solche Berichte, doch es muss deutliche Indizien für seine Übergriffe gegeben haben, lange vor Guggenbergers Hilferuf von 1989. Bereits 1973 erliess die Schulpflege von Embrach, wo sich Jegges Sonderklasse befand, eine Weisung mit zwölf Punkten, die es Jegge unter anderem verbot, seine Schüler bei sich zu Hause zu unterrichten. Es ist kaum vorstellbar, dass eine solche Anordnung ohne konkrete Anhaltspunkte erlassen wurde.

## Weshalb schaute niemand hin?

Auch im Umfeld Jegges war dessen Schwäche offenbar bekannt: «Jürg sagte damals, er habe Mühe, sich abzugrenzen», sagte Jegges langjähriger Weggefährte Hans Wyler, ebenfalls Sondereschullehrer in Embrach, der «NZZ am Sonntag». Philipp Gurt, als Heimkind selbst Opfer sexuellen Missbrauchs und Autor des Buches «Schattenkinder», hat nach eigenen Angaben Kontakt mit einem früheren Erzieher aus dem Umfeld Jegges, der dessen Veranlagung als allgemein bekannt bezeichne. In seinem Bestseller «Dummheit ist lernbar» beschrieb Jürg Jegge die Irritationen selber, zu denen seine Person und seine Neigungen damals Anlass gegeben hatten: «Was bin ich doch in den Augen der Leute nicht schon alles gewesen! Bauernfänger, Kommunist, Homosexueller, Mädchenverführer, verspätet Pubertierender.» Die Passage erscheint heute in ganz anderem Licht: Warum hat damals niemand richtig hingeschaut?

Nicht der Missbrauch an sich, doch die Umstände seien typisch für diese Zeit, in der die radikale Reformpädagogik auch in der Schweiz auf wachsendes Interesse gestossen sei, erklärt der Erziehungswissenschaftler Jürgen Oelkers. Er hat den Missbrauchsskandal an der Odenwaldschule untersucht. Der anti-autoritären Pädagogik mit Bezug zu Alexander Neill und Wilhelm Reich kam laut Oelkers für die Täter dieser Epoche eine doppelte Funktion zu. Einerseits ist dieser Lehre der Keim des sexuellen Missbrauchs inhärent: Eine neue, durch Nähe und Liebe gekennzeichnete Beziehung zwischen Lehrern und Schülern sollte den alten, autoritä-



Lehrkräfte der deutschen Odenwaldschule haben Schüler jahrzehntelang sexuell missbraucht.

ERNST WRBA / MAURITIUS

ren Erziehungsstil ablösen. Und ihre Fundamentalkritik an den öffentlichen Schulen verhalf den Vertretern dieser Reformpädagogik zu einer Legitimation, die staatliche Kontrolle erschwerte. Missbrauch wurde damit von Anfang an erleichtert. Gustav Wyneken, Alternativpädagoge der ersten Stunde, wurde schon 1921 wegen sexuellen Missbrauchs in zwei Fällen zu einem Jahr Gefängnis verurteilt.

«Die Ideologie war der Pass, um Missbräuche zu begehen und sich dabei auch noch gut zu fühlen», diagnostiziert Oelkers. Auch Jegge positionierte sich wie Becker nicht nur selbst als Reformpädagoge, sondern berief sich auf Vertreter dieser Ideologie, etwa den Darmstädter Pädagogen Hans-Jochen Gamm. Das gesamte Gefüge in und um die Embracher Sonderklasse erinnert an die Vorgänge an der Odenwaldschule: In beiden Fällen untergruben die Täter weitab auf dem Land die bestehende Eltern-Kind-Beziehung in scheinbar natürlicher, kindgerechter Umgebung. So schafften sie die nötige Nähe und Abhängigkeit, um ihre Opfer auszubeuten. Das alles geschah nicht nur nach aussen hin zum Wohl des Kindes, sondern auch gemäss innerer Auffassung des Täters. «Ich war damals der Überzeugung, dass eine derartige Sexualität einen Beitrag leiste zur Selbstbefreiung und zur persönlichen Weiterentwicklung der Schüler», sagte Jegge vorletzte Woche im Interview mit der NZZ.

Diese Art der Reformpädagogik lieferte Jegge mehr als die passende Rechtfertigung, an der er bis heute fest-

hält: Sie verschaffte ihm den bestmöglichen Schutz vor der Entdeckung seiner Taten. «Nach dem Bucherfolg von Jürg Jegge ist nie mehr jemand auf die Idee gekommen, dass etwas nicht stimmen könnte», erklärt Oelkers. Sein Bestseller «machte Jürg zum Star», so beschreibt Markus Zangger die Situation in seinem Buch. Jegge war unantastbar: Er galt in der Öffentlichkeit fortan als Experte, Schriftsteller, Visionär, während niemand mehr hinter die Mauern in Embrach blickte. «So gab es in seiner Schule ein verdrängtes, scham- und angstgefülltes Schweigen, das vom Öffentlichkeitsglanz Jegges überdeckt wurde», schreibt Guggenberger in der NZZ. Selbst die anhaltende Skepsis gegenüber dem linken Lehrer in und um Embrach, wie sie Zangger beschreibt, deutete der Täter zu seinen Gunsten um: Sie war Beleg für die Biederkeit von Volk und Behörden.

## Ideologische Schutzmauer

Das System aus Gewalt, Macht und Abhängigkeit «basierte auf stabilen Glaubenssätzen, auf einer nicht irritierbaren Pädagogik, die wie eine ideologische Mauer benutzt wurde», schreibt Oelkers in einem seiner zahlreichen Aufsätze mit Bezug auf Gerold Becker. Das sei bei Jürg Jegge nicht anders gewesen. Die Zahl von 200 000 verkauften Exemplaren von Jegges Bestseller deutet darauf hin, wie dick diese Brandmauer war. Nicht nur die linken 68er waren begeistert, auch die NZZ zeigte sich beeindruckt. Dieser Schutz hielt über Jahre

und Jahrzehnte an: «Jegge ist ein Mann, bei dem die Lebenslust, der Idealismus und vor allem die Liebe zu den sogenannten Problemkindern mit jeder Gestik, jedem Satz zum Ausdruck kommt», jubelte die «Weltwoche» noch vor einem halben Jahr. Dabei sei «Liebe» im professionellen Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern kaum das richtige Wort, weil sie eine in diesem Rahmen unangemessene Intimität und Übergriffigkeit nach sich ziehen könne, wie die Fälle zeigten, meint Oelkers dazu.

Nichts unterscheidet die Schuld von Jegge von jener anderer Täter. Zu jeder Zeit waren hierzulande sexuelle Beziehungen zwischen Erwachsenen und Kindern und zwischen Lehrern und Schülern strafbar. Auch die Diskussion über eine Lockerung des Strafrechts, die oft als Hinweis auf eine damals angeblich vorhandene Akzeptanz von Pädophilie angeführt wird, ändert daran nichts: Diese Debatte wurde lange nach Jegges ersten Übergriffen geführt, und sie fand in der Schweiz kaum statt. Pädophile Täterien im grossen Stil gab und gibt es vor und nach Gerold Becker und Jürg Jegge – und meist sind sie von Schweigen und Vertuschung begleitet.

Stets suchten sich die Täter die Strategie, die zu ihrer Situation passt. Reformpädagogische Konzepte waren nicht die Ursache für Jegges Übergriffe. Doch sie verschafften ihm das theoretische Fundament und Schutz. Jegge erhielt die Möglichkeit, seine Bedürfnisse im Windschatten des Zeitgeistes auszuleben. Markus Zangger und Andreas Guggenberger hatten keine Chance.

## Missbrauchsoffer wollen Jegge nicht davonkommen lassen

dgy. · Jürg Jegge hat die sexuellen Übergriffe auf mehrere seiner Schüler in verschiedenen Medieninterviews öffentlich eingestanden. Zwar hat die Staatsanwaltschaft des Kantons Zürich in der vergangenen Woche ein Vorabklärungsverfahren eingeleitet und beim früheren Lehrer eine Hausdurchsuchung durchgeführt. Doch weil sich die Taten in den früheren siebziger und achtziger Jahren abspielten, sind sie verjährt. Falls keine neuen Missbrauchsfälle bekanntwerden, die sich nach 1987 zutragen, kann Jegge für sexuelle Übergriffe strafrechtlich nicht mehr zur Verantwortung gezogen werden.

Opfer von sexuellem Missbrauch, die das Erlebte selber oft nach Jahrzehnten nicht vollständig verarbeitet haben, stossen sich aber nicht nur an der Verjährung, sondern auch am Aussageverhalten von Jegge. Dass dieser seine Taten

mit Hinweis auf pädagogische Konzepte bis heute rechtfertigt und sein Verhalten als Folge des Zeitgeistes darstelle, verletze die Persönlichkeit der Opfer, erklärt Carlo Häfeli, Anwalt und Präsident der Opferberatungsstelle «Weisser Ring Schweiz», auf Anfrage. In einem Brief an Jegge, der der NZZ vorliegt, verlangt der Weisse Ring von diesem eine Entschuldigung nicht nur für die verjährten Straftaten, sondern auch für «Ihre Äusserungen in der NZZ vom 7. April». Unterzeichnet ist das Schreiben von Häfeli sowie von Philipp Gurt, der als Heimkind selber missbraucht wurde und das Erlebte in seinem Buch «Schattenkinder» aufgearbeitet hat.

Verlangt wird, dass sich Jegge mit seinen Opfern zum Gespräch trifft und sich von zahlreichen Aussagen distanziert, die er zur Erklärung seiner Taten beigezogen hatte. Erwähnt ist beispiels-

weise Jegges These, wonach Sexualität mit Schülern «ein Beitrag zu deren Selbstbefreiung und persönlicher Weiterentwicklung» gewesen sein soll. Eingestehen soll Jegge auch, dass er durch seine Übergriffe den Buben in jedem Fall schwer geschadet habe.

Interessant ist, dass der Weisse Ring seine Forderungen nicht nur im Zusammenhang mit den verjährten Taten, sondern auch mit Jegges jetzigen Äusserungen stellt. Damit stellt sich die Frage nach Genugtuungszahlungen. Dies sei nicht das unmittelbare Ziel, sagt Häfeli. Angestrebt werde eine einvernehmliche Einigung mit Jegge. Gurt möchte, dass die Betroffenen aus ihrer Opferrolle kommen und sich gegen Jegge zur Wehr setzen: «Es darf nicht sein, dass seine Äusserungen stehenbleiben.» Er werde nicht ruhen, sagte Gurt, «bis die Sache in Ordnung ist».

## Die Schweiz ist ein Museen-Land

12,1 Millionen Eintritte 2015

(sda) · Die Menschen in der Schweiz gehen häufiger ins Museum als ins Kino. Insgesamt gibt es 1111 Museen. Mehr als die Hälfte der Eintritte verbuchen allerdings die 49 meistbesuchten Museen. Das zeigt die erste Museumsstatistik des Bundes. Die Zahlen belegten die grosse Bedeutung der Museen, sagte Isabelle Chassot, die Direktorin des Bundesamtes für Kultur (BAK), am Dienstag bei der Präsentation der Statistik vor den Medien in Bern. Und sie lieferten die Grundlage für Entscheide. Die 1111 Museen verbuchten im Jahr 2015 12,1 Millionen Eintritte. Fast drei Viertel der Museen kamen aber auf weniger als 5000 Eintritte, während 4,4 Prozent 50 000 und mehr Eintritte verzeichneten. Mehr als ein Viertel aller Besuche entfielen mit 3,3 Millionen Eintritten auf Kunstmuseen.

## Viel Lokales und Regionales

Durchschnittlich verbuchten Kunstmuseen 19 500 Eintritte. Ebenfalls beliebt sind naturwissenschaftliche Museen mit durchschnittlich 24 000 Eintritten. Am wenigsten besucht werden die regionalen und lokalen Museen (durchschnittlich 1800 Eintritte), von denen es mehr gibt als von jedem anderen Museumstyp. Von den 1111 Museen sind 367 regionale und lokale Institutionen. Kunstmuseen folgen an zweiter Stelle (171), vor technischen (140), historischen (126) und naturwissenschaftlichen (59) Museen. Die Museen sind über das ganze Land verstreut. In mehr als einem Viertel der Gemeinden befindet sich mindestens ein Museum. Am meisten Museen gibt es in der Deutschschweiz, die italienischsprachige Schweiz hat die höchste Museumsdichte. Einen internationalen Vergleich hat das Bundesamt für Statistik (BFS) nicht vorgenommen, doch dürfte die Schweiz bei der Dichte zu den Spitzenreitern gehören, wie BFS-Direktor Georges-Simon Ulrich sagte.

## Öffentlich und privat finanziert

Viele Museen werden überwiegend durch die öffentliche Hand finanziert. Fast die Hälfte (49 Prozent) gab diese als Hauptfinanzierer an. An erster Stelle stehen dabei die Gemeinden: Ein Drittel der Museen wird hauptsächlich von einer Gemeinde finanziert. An zweiter Stelle folgen Vereine. Der Bund unterstützt Museen zum Beispiel bei der Forschung zur Herkunft von Raubkunst.

Chassot hob die Bedeutung der Museen für die Kulturvermittlung hervor. 2015 boten fast alle Museen mindestens eine Führung an. Daneben organisierten sie Veranstaltungen wie Vernissagen, Aufführungen, Konzerte, Vorträge, Filme oder Workshops. Das seien wichtige Massnahmen, um die Teilhabe einer möglichst breiten Bevölkerung am Kulturerbe und Kulturleben zu stärken, hält das BAK fest.

## Die meisten gehen ins Museum

Im Jahr 2014 haben 72 Prozent der Bevölkerung ein Museum, eine Ausstellung oder eine Galerie besucht. «Die ganze Schweiz besucht Museen», stellte Ulrich fest. Je höher die Bildung, desto beliebter ist diese kulturelle Aktivität: Von den Personen mit einem Tertiärabschluss besuchten 88 Prozent ein Museum. Kunstmuseen und -ausstellungen werden von Frauen und Männern etwa gleich häufig besucht. Andere Museumstypen ziehen etwas mehr Männer als Frauen an. Zudem werden andere Museen und Ausstellungen eher von Personen mittleren Alters besucht – insbesondere von 30- bis 44-Jährigen mit Kindern.

Diese Ergebnisse entstammen einer Erhebung, für die rund 16 500 Personen der ständigen Wohnbevölkerung zu ihrem Kultur- und Freizeitverhalten befragt wurden. Die übrigen Zahlen basieren auf einer Vollerhebung bei allen Museen. Die Antwortquote lag über 73 Prozent. Das BFS hat den Museen Anonymität garantiert. Ein «Ranking» der beliebtesten Museen wird somit nicht erstellt.